

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

219 (21.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkraft und Willen

Herbst

Eines Sonntags hatten sie sich im Walde verirrt. Es war im September. Die Sonne fiel schwächer durch die verjüngten Wipfel der Bäume und zeichnete blaße gelbe Kränze auf den weissen Blätterteppich des Waldbodens. Die dortigen Stämme der Bäume verparterten ihnen den Blick. Sie folgten einem schmalen Fußpfade, den Waldarbeiter und Beerenjäger ausgetreten hatten, und standen später in einer kleinen Lichtung vor einer Gruppe junger Buchenbäume, aus deren Rinde das Gehörn des Redbocks große Flecken gerissen hatte. Es war still — nur ein Rauschen löste den Wald gleichmäßig zu durchdringen und mit geheimem Leben anfüllen. „Zeit ist es Mittag“, sagte der Mann. „Wenn wir uns nachher noch links hätten, müssen wir wieder auf den Weg kommen.“

„Wann geht der Zug?“, fragte die Frau. „Um dreierhalb sieben“, erwiderte der Mann. „Ich glaube“, fügte er hinzu, „es wird für dies Jahr unser letzter großer Sonntagsausflug gewesen sein.“

„Ja“, sagte die Frau, „es geht auf den Winter zu. Man braucht sich nur den Wald anzusehen.“

Sie setzten sich auf den Waldboden. Am Morgen waren sie fast zwei Stunden mit der Bahn gefahren, um der Stadt zu entfliehen, über Felder zu gehen, die Häuser eines Dorfes zu sehen und sich die Lungen mit der frischen, würzigen Waldluft zu füllen. Den ganzen Vormittag waren sie gewandert, langsam, geistlich. Der Wind hatte ihre Gesichter gerötet, die milde Sonne Hände und Wangen gewärmt. Nun verzehrten sie hungrig die mitgebrachten Brote.

Als sie mit Essen fertig waren, strackten sie sich lang aus. Durch die Wipfel der Bäume schimmerte blauer Himmel. Die Stille tat ihnen Dören wohl. Schweigend, mit offenen Augen lagen sie nebeneinander. Sie dachten an den Sommer, der vorbeigezogen war, leicht und schnell, wie der Sommer der vielen Jahre, die sie zusammen gelebt hatten. Sie gingen in Gedanken diese Jahre durch, als wollten sie das Entschwindende festhalten und Berganges zur Wiederkehr zwingen.

„Erinnerst du dich“, begann die Frau nach einer Weile; „als wir verlobt waren, sind wir auch einmal in dieser Gegend gewesen.“

„Ja“, antwortete der Mann, „ich entsinne mich. Es war an einem heißen Tage im Juli. In anderen Jahre kam der Krieg.“

Die Frau wollte noch etwas sagen, aber sie bezwang sich und schweig. Ein Windstoß brach in die Lichtung ein; weisse Blätter raschelten leise zu Boden; dann war es wieder still. Die Frau schloß die Augen. Sie sah den blauen Himmel, auf dem weisse Wolken schwammen, wie Schwäne auf einem See. Sie jagte nach Westen, langsam und ohne eine Spur zu hinterlassen. „So sieht das Leben vorüber“, dachte die Frau; „ohne daß man es merkt, wandern die Jahre wie die Wolken am Himmel.“ Eine leise Urruhe stieg in ihr auf. „Man wird alt“, dachte sie und ströfelte ein wenig bei diesem Gedanken.

Der Mann schloß die Augen. Die Frau richtete sich auf und sah in das Gesicht des Schlafenden, über das die Septembersonne einen warmen Glanz verbreitet hatte. Aufmerksam hatte die Frau auf dieses Gesicht, das ihr bekannt war und vertraut bis in seine kleinsten Züge in all den Jahren, da es neben ihr gewesen war. Und doch erschien es ihr jetzt fremd. Sie sah die kleinen Fältchen, die die Haut durchzogen, falteten, die sich um Auge und Mund spannten, fraßen, die das Leben langsam, aber unilghar in dieses Gesicht hineingezeichnet hatte. Sie sah die kleine Narbe am Kinn und verlor sich in das junge Gesicht des Mannes aus der Erinnerung zurückzurufen, das junge, frische Gesicht des Zwanzigjährigen, das einmal vor ihr gestanden hatte. Doch es gelang ihr nicht.

Der Mann stieß im Schlafe den Atem durch den Mund. Die Züge seines Gesichtes wurden immer schlaffter, und die Frau verfolgte aufmerksam die Veränderung, die sich im Gesicht des Schlafenden zu erkennen, als verlor sie sich in den Traum des Schlafenden. Sie dachte an den Sommer, der vorüber war, hinter den geschlossenen Augen vorging. Sie mußte plötzlich daran denken, wie sie ihn zum erstenmal als junges Mädchen gesehen hatte. An einem Sommerabend war es gewesen. Sie war von Bekannten zu einer Familienfeier eingeladen gewesen. Sie konnte sich noch des Tages erinnern, an dem alle saßen. Dann ging die Tür auf, und ein junger Mensch trat ein. Sie kannte ihn nicht und mußte über seine Gesichtszüge lächeln. Später tanzte



(22. Fortsetzung.)

Weg war er. Elfriede wollte ihm nachwinken, aber er sah sich gar nicht um. Verständnißlos grübelte sie nach. Sie war enttäuscht, sie hatte sich diese Szene ganz anders vorgestellt. Hatte gebacht, er würde sie in seine Arme schließen und mit tausend Glücksworten überhäufen. So wie es immer in den Romanen stand.

Stattdessen tat er so komisch und ging eilig weg. Warum nur — er hatte sie doch lieb und war doch der Vater ihres Kindes! — Ach, die Männer waren manchmal zu sonderbar!

Elfriede Borchardt hatte ihre zweite Wandlung innerhalb weniger Wochen durchgemacht. Alles an ihr war jetzt Würde — wie sie ging, wie sie sprach, wie sie sprach — sie bemühte sich sogar, ihrem Gesicht stets einen ernsten, gemessenen Ausdruck zu verleihen.

Nur eines pridete sie. Ob sie Käse Zöllner, ihre Busenfreundin, antelephonierte und ihr ein paar Andeutungen machte? — Aber nein; sie durfte jetzt nichts unternehmen, ohne zuvor mit Ebi darüber gesprochen zu haben.

Etwas anderes konnte sie tun. Sie suchte im Fernsprechverzeichnis die Nummer einer großen Buchhandlung heraus und rief dort an. „Schicken Sie mir sofort durch Boten ein Buch über die Entstehung und Entwicklung des Kindes. Etwas Leichtverständliches, nicht mit soviel wissenschaftlichen Fremdwörtern darin!“

Der hässliche Herr am anderen Ende empfahl ihr das Buch: „Die werdende Mutter.“ — „Ein ausgezeichnetes Leitfad“, sagte er. „Nach den neuesten Forschungsergebnissen zusammengestellt. Mit einem Anhang: Wie vermeidet die junge Mutter nachträgliche Einwirkungen der Schwangerschaft auf Figur und Büste.“

„Das schicken Sie mir. Aber bitte im neutralen Umschlag.“

sie mit ihm zur Musik eines alten Gramophons, das einen großen, verbeulten Trichter hatte. Zwanzig Jahre lagen zwischen jenem Abend und dem heute, und doch konnte sie sich noch ganz genau erinnern. Sie verlor sich, sich vorzustellen, wie ihr Leben geworden wäre, wenn sie ihm nicht begegnet wäre. Ob besser oder schlechter? Sie lächelte bei diesem Gedanken. Ach, sie konnte sich ihr Leben ohne ihn überhaupt nicht vorstellen; so gehörte er zu ihr und sie zu ihm. Wie könnte man auch sonst mit dem Leben fertig werden, wenn nicht einer zur Seite ging, der zu einem gehörte. Sie wärmte sich an diesem tröstlichen Gedanken. Den Einflamen, dachte sie, überfällt das Leben von allen Seiten. Aber wenn zwei zusammenhalten, ist es gewiß schon leichter. Das Leben, dachte sie weiter, während der Wind wiederkam und sich in den Wipfeln verlor, das Leben... alle raten sie an ihm herum wie an einem Rästel, und jeder hat eine andere Lösung. Und es ist doch manchmal so einfach. Ist es denn nicht nur dazu da, um erfüllt und erlebt zu werden in allen seinen Freuden und Schmerzen?

Ein Geräusch neben ihr ließ sie auffahren. Der Mann war aufgewacht. Er stemmte die Arme auf und richtete sich in die Höhe. Dann rieb er sich die Augen: „Ich glaube, ich war eingeschlafen.“ Die Frau lächelte vor sich hin. „Das macht die Sonne“, sagte sie. Der Mann sah auf die Uhr. „In einer Stunde müssen wir gehen“, stellte er fest. „Schön“, erwiderte die Frau enttäuscht. Der Mann sah in den Wald, der sich langsam mit Schatten zu füllen

begann. Er hörte auf das Rauschen des Windes in der Ferne. Eine unbehagliche Stimmung überkam ihn. „Daß man so leicht müde wird“, dachte er; „das bishen Laufen spürt man gleich in den Beinen.“ — „Wollen wir gehen?“ fragte er die Frau. „Es wird kühl.“ Sie standen auf, packten ihre Sachen zusammen und gingen durch den Wald, bis sie durch die Büsche den Weg schimmern sahen, der nach dem Dorfe hinunterführte. Sie gingen schweigend Arm in Arm. Der Wald roch nach Frühling. Ein Hauch von Sterben, ein Hauch von der großen Müdigkeit der Welt strich an sie heran, daß sie froren, obwohl die Sonne noch immer auf dem roten Blätterdach der Bäume lag. Sie spürten diese Müdigkeit in sich als etwas Schweres und Ergreifendes, das sie wortlos machte. Und sie begannen, etwas in sich zu fühlen, das nach Ruhe verlangte, das ihre Wünsche, Sehnsüchte und Sorgen verstummen ließ.

Als sie den Wald hinter sich hatten und über die Felder nach der Bahnhofsstation gingen, über die leeren, tauben Stoppelfelder, die der Herbst dem Winde preisgab, hörten sie vom Dorfe her ängstlich und eigenfönnig eine Glocke bimmeln. Sie blieben stehen und wandten sich um. Aus dem Walde traten schon die ersten Schatten der Dämmerung heraus. Der Abendwind strich über ihre Köpfe, und vom Himmel sank ein Schleier über die Erde, der erste, den die Nacht schickte. In einer seltsamen Betömmtheit gingen sie schnell, und ohne sich umzuwenden, den Häusern des Dorfes entgegen. Kaliban.

Der fliegende Holländer

Die Sage vom fliegenden Holländer, die uns durch die Wagner'sche Oper am bekanntesten geworden ist, wurzelt in einem alten Seemannsüberblauen von Spatfischen, gelpentischen Erscheinungen verunkelter Schiffe, die wieder aufgetaucht sind. Anlaß zu dieser Vorstellung mögen treibende Boote gegeben haben. Die Sage selbst wurde zuerst im Beginn des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet, doch dürfte sie ihre letzte Form in Bezug auf den Holländer bereits im 17. und 18. Jahrhundert angenommen haben. Nach Heinrich Heine — der so auch der Dorenlage die vorstimmlichste Form gegeben hat — erzählt sie in seinen „Reisebilder“ aus Nordsee vom Jahre 1826 und noch einmal 1834. Nach seiner Darstellung handelt es sich um ein Schiff, das nie in den Hafen gelangen kann. Wenn ihm ein anderes Schiff begegnet, so fahren Leute vom Gelpenterschiff heran und bitten, man möge ihnen Briefe mitnehmen. Diese Briefe, die meist an längst Verstorbene gerichtet sind, muß man am Mast festnageln, wenn das Schiff kein Unglück treffen soll. Der Kapitän des Gelpenterschiffes soll ein Holländer sein, der einmal beim Teufel geschworen hat und deshalb bis zum jüngsten Tage segeln muß. Lebrigens finden wir das gleiche, offenbar im Anfang des vorigen Jahrhunderts sehr volkstümliche Motiv auch in dem Märchen „Das Gelpenterschiff“ von Hauff. Eine ähnliche Schilderung, wie sie Heine gibt, enthält auch ein älterer Bericht von einem holländischen Kapitän par der Deelen, der um das Jahr 1600 auf einer Reise nach Indien das Kap der Guten Hoffnung umsegeln wollte, und der Schour, das Unternehmen

durchzuführen „trotz Gott und Teufel“. Da soll eine Stimme vom Himmel gerufen haben: „Bis zum jüngsten Gericht!“ und nun fährt der Holländer in einem schwarzen Schiffe, das eine blutrote Flagge führt. Von wieder einem anderen Seemann, Barend Kotte, der im Anfang des 17. Jahrhunderts gelebt haben soll, wird erzählt, er habe die Reise von Batavia nach Holland, zu der man damals sonst acht Monate brauchte, in 90 Tagen zurückgelegt. Das sei nur möglich gewesen, weil er mit dem Teufel im Bunde gewesen sei, und nun müsse er zur Strafe zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und Amerika fortdauernd hin und her fahren, ohne einen Hafen anlaufen zu dürfen. Zu solchen phantastischen Sagen gab ja die Abenteuerlichkeit der Seefahrt in früheren Zeiten reichen Stoff.

Die Vorstellung, daß das Gelpenterschiff auch fliege, entammt jedoch einer dänischen Sage. Da wird erzählt, daß Seeleute schon dieses Schiff über sich in der Luft hätten hinwegfliegen sehen. Zu dieser Annahme mögen wohl Luftspiegelungen den Anlaß gegeben haben. Richard Wagner hat den Stoff von Heine übernommen und ihm mit Heine bei einem Aufenthalt in Paris besprochen. Er schrieb dann das Drama vom fliegenden Holländer (dessen Schiff blutrote Segel und einen schwarzen Mast hat) in den Jahren 1840 und 1841, also mit 27 Jahren. Die Oper wurde am 2. Januar 1843 zum ersten Male aufgeführt. H. L.

Hund, gib die Uhr heraus!

Nach einem feuchtschönen Abend ging — in jener heute schon beinahe lagenhalt gewordenen Vorkriegszeit — ein preußischer Banltagsgeordneter, seines Zeichens ein Kaplan, durch den Berliner Tiergarten nach Hause. Man hatte ihn vor diesem Wege gewarnt, weil im Tiergarten oft nächtliche Lieberfälle vorgekommen waren. Es währte denn auch nicht lang, da waren aus einer Seitenallee verdächtige Schritte hörbar, und an der Wegkreuzung rempelte der Kaplan mit einem im Dunkeln nicht erkennbaren Menschen unanft zusammen. Der Abgeordnete mit den priesterlichen Weihen hatte einmal etwas von einem Trick der Taschendiebstahl gehört und griff rasch nach seiner Uhr. Sie war weg. Eilig, und mit vom Alkohol gestöhlem Mute, rannte er dem Daoonhastenden nach, hob drohend seinen Spazierstock und brüllte den Erschrockenen donnernd

an: „Hund, gib die Uhr heraus!“ Der andere weigerte sich. Als jedoch die Aufforderung, begleitet von drohenden Gebärden, wiederholt wurde, gab er die Uhr her.

Stolz auf seine Weisheitsgewandt und Heibelant stellte der Zentrumsabgeordnete nach Hause — fand auf dem Nachhittlich keine Taschenuhr. Erschrocken griff er in die Tasche. Dort hatte er eine fremde Uhr.

Am anderen Morgen ging der Held aus dem Tiergarten, von recht peinlichen Gedanken gequält, in den Landtag und überlegte, wie er dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zu seiner Uhr verhelfen könnte. Da wurde er durch die Mitteilung eines fraktionsgenossen aus seinem Grubeln aufgeschreckt: „Haben Sie schon gehört, was den Kollegen L. passiert ist? Ein als Kaplan verkleideter Stroch hat ihm heute Nacht im Tiergarten die Uhr geraubt.“

So war beiden, dem Beraubten und dem Räuber, aus ihrer Not geholfen.

Sie ließ die Adresse notieren, dann setzte sie sich wieder hin und träumte... Ach, Ebi — — —

Eberhard hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Am anderen Morgen rief er gleich nach acht Uhr in der Klinik Professor Brandstätters an.

„Ist Dr. Hellwig zu sprechen?“

Der Assistent wurde an den Apparat gerufen.

„Wer — ach du bist es, Zahn. Ja. Guten Tag. Was gibt es denn? Was? — Ach so, ja, selbstverständlich, diese Untersuchung ist absolut zuverlässig. — Ja. Wird bei uns in der Klinik gemacht. In drei Tagen kannst du Bescheid haben. — Schön. Schick mir morgen eine Urinprobe der Betreffenden her. — Soll ich dir schreiben, oder — also anrufen. Zwischen ein und zwei Uhr mittags. Wird gemacht. — Ach so, du, gib mir doch noch deine Telefonnummer. — Kupfer — graben — zwoondselzig — einundvierzig. Danke. Also vergiß nicht, der Bote soll mich zu sprechen verlangen. — Ja. Auf Wiedersehen!“

Eberhard benedete leufend das Gespräch. Wenn nur erst diese drei Tage herum wären.

Lorenz Zahn verhandelte mit Herrn Ewerling, dem Berliner Vertreter der Blauerer Spinnerei-Werftstätten über eine Preisermäßigung für die noch restlichen 120 000 Meter des bestellten Haustuches. Der Vertreter wollte nicht recht heran.

„Sehen Sie, Herr Zahn, Sie stellen sich das so einfach vor. Genau so, wie Sie im voraus disponieren, muß unsere firma das auch tun. Wir haben uns nach Maßgabe Ihrer Bestfellung bei unserem Lieferanten auf soundsoviel Ballen Baumwolle festgelegt, die wir auch zum vereinbarten Preise abnehmen müssen. Sie sehen, wir sind in derselben Lage wie Sie.“

„Das mag alles stimmen, Herr Ewerling. Es schafft aber nicht die Tatsache aus der Welt, daß ich einen Preisnachlaß haben muß! Ich komme bei diesem Stoffpreis ja außer Konkurrenz. Denken Sie doch: Ach habe das Meter für achtundneunzig Pfennig gekauft — kein Wenns zahlt heute für dieselbe Ware mehr als sechsendachtzig Pfennig. Und der Baumwollpreis fällt von Tag zu Tag immer mehr.“

„Ich verkenne durchaus nicht Ihre Schwierigkeiten, verehrter Herr Zahn, aber ich kann nicht nachlassen! Ich darf

nicht! Die Spinnerei-Werftstätten müßten den Nachlaß auf Verlustkonto buchen, und wir arbeiten jetzt in dieser Krisenzeit sowieso schon mit Unterbilanz.“

„Ach, erzählen Sie mir doch keine Märchen!“ Lorenz Zahn wurde ungemütlich. „Ich bin ja schließlich kein Kind mehr, daß Sie mir solche Geschichten weismachen können. Also zum letzten Male: Geben Sie mir einen Preisnachlaß oder nicht?“

„Herr Zahn — ich bin untröstlich. — Sie kennen die Sympathie, die ich für Sie und Ihr Haus hege — wenn ich die Macht hätte, darüber zu bestimmen.“

„Schön.“ Lorenz Zahn winkle ab. „Sie wollen nicht. Meinestwegen. Aber eins sage ich Ihnen: Wenn ich das letzte Meter von dem bestellten Quantum hereinbekommen habe, ist es aus zwischen uns. Vollständig und für immer. Sie brauchen sich nicht mehr zu bemühen; ich finde auch andere, kulantere Lieferanten.“

„Nun!“ dachte der Vertreter, „jetzt heißt es einleiten!“

„Aber Herr Zahn, so war es doch nicht gemeint! Gewiß, ich glaube Ihnen jedes Ihrer Worte — aber — nun, egal; ich tue es auf meine Gefahr und gewähre Ihnen einen Rabatt von —“, er zog sein Ordrbuch aus der Tasche und rechnete eifrig darin, — „sagen wir, von sechs Pfennig pro Meter. Das ist das Neueste — weiter kann ich nicht gehen!“

Lorenz Zahn überlegte. Das war die Hälfte der ungefähren Differenz. Er hatte trotzdem noch Verlust genug — aber was halts? Er mußte zufrieden sein, daß er soviel abgehandelt hatte.

Er schlug in die Hand des Vertreters ein. „Abgemacht. Sehen Sie, ich wußte doch, daß wir uns einigen würden.“

Der Vertreter nickte. „Was an mir liegt, will ich immer tun, um Sie zufriedenzustellen, Herr Zahn. Aber was meinen Sie, was ich für Verrger mit der Zentrale kriege, weil ich Ihnen den Rabatt zugestanden habe? Ich traue mich gar nicht, den Bericht zu schreiben.“

Er lamentierte noch eine Weile, dann empfahl er sich. Draußen auf der Treppe blieb er stehen und rauchte sich langsam und genießerisch eine Zigarre an.

Er war im Innersten zufrieden mit sich. Schon längst hatte er, damit gerechnet, daß die firma Zahn ihm mit der Forderung kommen würde und sich schon vor acht Tagen mit seinen Chefs in Verbindung gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)